Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 7 (1911)
Heft: 4

Artikel: Vier verschwundene Curiosa der alten Stadtbibliothek
Autor: Fluri, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-179825

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vier verschwundene Curiosa der alten Stadtbibliothek.[1])

Von Ad. Fluri.

Wenn von verschwundenen Curiosa oder Kunstwerken die Rede ist, so läuft man Gefahr, harte Urteile zu fällen über Zeiten und Personen, die es nicht besser verstanden, Hüter von Dingen zu sein, die, wenn sie noch vorhanden wären, Gegenstand nicht bloss unserer Neugierde, sondern auch unserer Bewunderung sein würden.

Man vergisst dabei, dass jede Zeit, die unserige nicht ausgenommen, ihre schwachen Seiten hat und irgend etwas vernachlässigt, das eine spätere Generation ihr zum bittern Vorwurf machen wird. Man vergisst ferner, dass manches uns erhalten geblieben wäre, wenn nicht die leidige Platzfrage[2]) oft eine schonungslose Räumung oder im günstigsten Fall eine Verlegung auf den Estrich geboten hatte. Dass aber von der Rumpelkammer bis zum Trödlerladen oder Kehrichthaufen nur ein Schritt ist, weiss man zur Genüge. Und dass dies nicht bloss beim privaten, sondern auch bei öffentlichen Sammlungen vorkommen konnte, trotz, manchmal vielleicht infolge des Instituts der Kommissionen, ist gleichfalls bekannt.

Noch ein drittes ist nicht zu vergessen. Unsere Museen sind Schöpfungen der neuesten Zeit. Aber manches unter ihren Beständen geht auf Sammlungen zurück, die seiner Zeit vereint in den Räumen der alten Bibliothek aufgestellt bezw. aufgespeichert waren. Dass diese Sammlungen für den Bibliothekar nicht die Hauptsache waren, liegt auf der Hand,

[1]) Aus den Vorarbeiten zu einem Aufsatze über die *Sehenswürdigkeiten der alten Stadtbibliothek.* (Die Anfänge unserer Museen.)

[2]) So kann, um ein Beispiel aus dem 20. Jahrhundert anzuführen, in den Räumen des *Kunstmuseums* wegen Mangel an Platz das Selbstbildnis eines gewissen *Niklaus Manuel*, der ein bernischer Staatsmann, Dichter und Maler gewesen sein soll, nicht mehr aufgestellt werden. Bild und Rahmen beanspruchen allerdings eine Fläche von 1175 cm².

und bei allem Bedauern können wir es einigermassen begreifen, wenn sie nicht immer als willkommenen Zuwachs betrachtet, ihre Bedeutung und Wert infolgedessen nicht allzu hoch angeschlagen wurden.

Um so mehr freut es uns, wenn wir Männern begegnen, die nicht bloss das für wertvoll hielten, was ihrer speziellen Büchergelehrsamkeit entsprach, sondern die, vom wahren Sammlersinn beseelt, es verstanden, weite Kreise für die öffentlichen Sammlungen zu interessieren und in ihren Mitbürgern Lust und Freudigkeit zum Geben zu wecken. Ein solcher Mann war Marquard Wild, der in den Jahren 1694 bis 1714 als Sekretär der Bibliothekkommission und dann als Bibliothekar eine rege Tätigkeit entfaltete und auf dessen Bemühungen der prächtige Aufschwung der Bibliothek um die Wende des Jahrhunderts und die Anlage von Spezialsammlungen zurückzuführen ist. In jenen Jahren kamen, wie das von ihm angelegte Donatorenbuch und sein bis jetzt unbeachtet gebliebenes Diarium bezeugen, von allen Seiten Geschenke hergeflogen: Bücher, Gemälde, Münzen, Medaillen, Antiquitäten, Naturseltenheiten, für die ein eigenes Cabinet eingerichtet wurde. Allein auch hier wird unsere Freude getrübt durch die geringschätzige Beurteilung dieses fröhlichen Gebens aus der Feder eines Nachfolgers Marquard Wilds, des gelehrten Bibliothecarius Sinner (1749—1776), der in seiner Geschichte der Bibliothek über diese Periode schreibt: „Die Büchersammlung vermehrte sich durch viele andere Schenkungen, welche zu gering sind hier gemeldet zu werden. Die Dankbarkeit gegen alle Guttäter derselben hat vielleicht in Annemmung vieler geringschäzigen Bücher die Schranken einer vernünftigen Critik überschritten, welche nicht allen eitelen Geburten der Presse einen Plaz auf öffentlichen Bibliotheken einraumen solte. Die gleiche Gefälligkeit hat auch unser Cabinet mit schlechten Sachen angefüllt. Ich erinnere dieses, derjenigen Personen Critik zu begegnen, die sich sowol über die schlechte Wahl unserer Büchersamlung, als über die oft geringen Curiositäten unseres Musei verwunderen.“ Wir werden nach dem Gesagten uns nicht verwundern, wenn Sinner einige Jahre später, 1776, sich äusserte: „Es wäre zu

wünschen, daß viele nichtswürdige sogenannte Curiositäten aus diesem Cabinet, wo sie wenig Ehre machen, eliminiert würden [3]).“

Marquard Wild hatte, nachdem er das Amt eines Bibliothekars mit einem andern vertauscht, den Schmerz, wahrnehmen zu müssen, dass manches von dem Gesammelten, namentlich im Medaillen-Cabinet, abhanden gekommen war. Seinem Verdruss darüber gibt er Ausdruck in einem Brief vom 4. September 1720 an Venner Johann Anton Tillier. Wir vernehmen aus diesem Schreiben, dass er vor dem Jahr 1714 mit Hilfe des Unterbibliothekars „ein doppeltes *Repertorium oder Inventarium von der gantzen Bibliothek Proprietet* (exceptis Libris) gantz genauw und exact circumscribirt, *sonderlich der Medailles halb*“ hatte ausfertigen lassen, das eine Doppel zu Handen der Seckelschreiberei, das andere zu Handen des Präsidenten des Schulrates.

Von den vermissten Gegenständen zählt er auf:

„1. Ein Corpus Christi in Miniatur, ad imitationem des Hohlbeins.
2. Ein schönes Niveau oder Wasserwag.
3. Des Holtzhalbs Cronic in Folio, Mss in 2 Tomis.
4. Ein Englisch Telescopium.
5. Ein Englisches Miscroscopium.
6. Ein Fischli nach aller seiner Extension in einem gar sauber polirten und durchsichtigen großen Bernstein, so eine gar rare piece ware.“

Und fügt hinzu: „Von raren Bücheren dan nur nichts zu gedenken.“

Doch sind es nicht diese vermissten „Praeciosen“, die uns näher beschäftigen sollen, sondern vorerst das unauffindbare Inventar Marquard Wilds. Beide Doppel scheinen verloren gegangen zu sein, wenigstens sind sie weder auf dem Staatsarchiv, noch auf der Stadtbibliothek.

Alle Bemühungen zum „Auftreiben“ dieses für die Ent-

---

[3]) Aus dem Bibliothekmanual I, 103, zitiert von Dr. H. Dübi in seinem Aufsatz: „Curiosa von Bern und der Stadtbibliothek in Bern.“ (Bl. f. bern. Gesch. 1906, 311.)

stehung unserer Sammlungen überaus wichtigen Aktenstückes waren umsonst. Glücklicherweise besitzt die Bibliothek von Mülinen eine teilweise Kopie dieses Inventars, die *Sigmund Wagner* im November 1816 niederschrieb und später mit andern Notizen seinem Freunde von Mülinen verehrte[4]). Es ist ein *Verzeichnis einiger Gemälde und Curiositäten, die sich ehemals laut einem handschriftlichen Catalog von Herrn Bibliothek-Sekretär Marquard Wild (1700—1710) auf der öffentlichen Bibliothek zu Bern befinden.* „Nachstehendes Verzeichnis — bemerkt Sigmund Wagner — enthaltet alle Gemälde und Zeichnungen des alten Verzeichnisses, ebenso alle Antiquitäten, hingegen von den *übrigen Sachen* nur einige wenige merkwürdige Gegenstände. Von den Gemälden fehlen heüt zu Tag (Nov. 1816) mehrere . . . auch von den Antiquitäten ist manches abhanden gekommen; wie es scheint, hauptsächlich zu der Zeit, als die Bücher und *übrigen Sachen* aus der alten Bibliothek in das neue Lokale waren transportiert worden. Aus Unkenntniß ward wahrscheinlich Einiges, das Übrige vielleicht, um es selbst zu besitzen, entfernt."

Unter der Rubrik *Minerale, Metalle und Muscheln* befindet sich

I. Der Meteorstein von Walkringen.

Lapis fulminaris oder Wolkenstein, in vico Walkringen, die 18. Mai 1698, inter tonitrua maximo cum fragore ac strepitu coelo delapsus. Zu deutsch: „Strahl(Blitz)- oder Wolkenstein im Dorfe Walkringen am 18. Mai 1698 unter Donner mit grösstem Krachen und Getöse vom Himmel heruntergefallen."

Diesen nicht mehr vorhandenen Stein sah der berühmte Zürcher Naturforscher *Johann Jakob Scheuchzer,* als er 1705 die Sammlungen der Berner Stadtbibliothek besuchte. Am 11. Februar 1705 erschien nämlich die erste Nummer seines Wochenblattes, das er unter folgendem Titel herausgab:

---

[4]) Herzlichen Dank Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. W. F. v. Mülinen, der mich auf die Notizen aufmerksam machte und sie mir bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Seltsamer Naturgeschichten
Des Schweizer-Lands
Wochentliche Erzehlung.

Wir können uns nicht versagen, Scheuchzers Einführung in diese von der Bibliographie der schweizerischen Zeitschriften übersehenen Publikation hier einzuschalten. Nachdem er seinen geehrten Lesern nach Standes und Geschlechts Gebühr „alle Leibes- und Gemühts-vernügung bevor“ gewünscht, sagt er: „Es hat die von dem allgütigsten Schöpfer allen vernünftigen Menschen eingepflanzete Wissenslust mich in so weit getriben / das von meiner Jugend an mich möglichstens beflissen auf die erforschung der Natur / und so thane arbeit vornemmlich gerichtet auf unsere Eidgnössische Lande / deren Naturwunder in vilen zu dem End angesehenen Reisen / mit nicht geringer Mühe und Unkösten / fleissigst untersuchet / und darvon bereits einen so grossen Vorraht gesamlet / daß nunmehr nach Mittlen trachten sol / wie solche von mir selbs gemachte Observationen können zu der Ehre des Höchsten / zum nuzen des Vatterlands / auch jeden Privat-personen bekant werden. Zu dem ende / damit ich sowol gelehrten / als ungelehrten / aufwarte / habe mir vorgenommen / wochentlich in form eines halben Bogens / eine oder etliche Natur-Geschichten Löbl. Eidgenoßschaft in teutscher Sprach vorzulegen / und darüber meine Gedanken zu eröffnen; Vornemlich aber andern anlas zugeben / in mehrerm mich über eint und anders zuberichten / meine Meinungen zuverbesseren / und sonsten auf die natürliche Begebenheiten unsers Vatterlandes genauere achtung zugeben. Weilen auch in Hoffnung stehe / es möchte disere meine wolgemeinte Arbeit curiosen Gemütheren nicht mißfallen / folglich solche ungewohnte Zeitung von ihnen aufbehalten werden / als habe mir vorgesetzet / mit Gottes hilff / zu end des Jahrs ein ordenlich Register zuverfertigen / und dem letsten Bogen beyzulegen.“

Zum Andenken an seinen Besuch verehrte am 2. Februar 1705 „der wohlgelehrte Herr Joh. Jac. Scheuchzer, Medicinae Doctor von Zürich“ der Bibliothek mehrere Bücher und Mün-

zen, sowie „75 underschidenliche species allerhand curioser Naturalien von Mineralien und Petrificatis“. Als Beitrag für seine „Wochenschrift“ erhielt er den Bericht, den der Pfarrer von Walkringen, *Johann Jakob Dünki,* über die Erscheinung und den Fall des Meteorsteines verfasst hatte. Pfarrer Dünki, der 1703 von Walkringen nach Münsingen gezogen war, hatte nämlich den Stein der Bibliothek und dazu den erwähnten Bericht verehrt.

Die Nachricht von dem Meteorstein von Walkringen verdankte man bis jetzt einzig und allein dem Wiederabdruck dieses Berichts, der am 12. Mai 1706 in Scheuchzers Wochenschrift erschien: Es heisst hier:

Stralstein.

Dienstag den 18. Mai. 1698. hat man bey heiterem Himmel an unterschiedlichen und vilen Ohrten[5]) ein überauß starkes schiessen im Luft gehört: Der Schüssen waren fünfe / und hatte ein jeder seinen Nachklapf / welcher nicht minder stark / als der Hauptklapf. Neben disen Schüssen hörte man an etlichen Ohrten eine grosse decharge von vilen 1000. Musqueten und heftiges Trommen; welches alles an obbemeldten Tagen auf den Abend zwischen 7. und 8. Uhren ist gehört worden.

Zu eben diser Zeit ist in der Gmeind *Waltringen* dem Gericht *Haßle / zu hinder Schwendi* / an dem höchsten Ohrt der bedeuteten Gemeind / ein grosser und schwerer Stein auß dem Luft auf einen Acker herunter gefallen / welchen Stein des Hans Blindibachers Magd / die unter einem Baum etwann 30. Schritt von dem Ohrt stehend fallen gesehen / welcher Stein nach ihrer Aussag ein Räuchlein erweket / als er zur Erden nidergefallen. Unweit von dieser Magd / etwann 6. oder 8. Schritt / stuhnden 2. Mannspersonen in einem Gar-

[5]) Der Pfarrer von Langnau schrieb in den Eherodel: 18. Mai 1697 (1698?) Ob dem Mond ein feuriger Striemen, eines Dünckels lang, dann 3 Kläpfe à la Stückschüsse und dann ein Getöse, als wan man mit vilen musqueten hätte zusamen geschossen und darzu getrummet. Abends 8 Uhr. (Gef. Mitteilungen der HH. Dr. Ad. Lechner, Staatsarchivar in Solothurn und H. Morgenthaler, Lehrer in Bern.)

ten / welche als sie gefragt wurden / ob sie disen Stein auch eintweders gehört / oder haben ihn hernider fallen gesehen / welche darüber hin geantwortet / daß sie zwar den Stein nicht haben sehen hernider fallen / wie die Magd / so ausser dem Garten gestanden / aber das können sie im Grund der Wahrheit sagen / daß sie nach den Schüssen ein Rauschen in dem Luft gehört / nicht anderst / als wann sich ein Vogel einsmahls in dem Luft schwinge.

Als nun dise beyde Mannspersonen / wie auch die bedeutete Magd / welche nach ihres Meisters Aussag still und wahrhaft / dise Schüsse mit grosser bestürtzung als ob ihrem Haupt gehört / und dessentwegen in einen nicht geringen Schrecken gerahten / sind sie samtlich heim in ihr Hauß geloffen / und habend mit einandern von diser Sach geredet / da dann die Magd bezeuget / daß sie nicht nur die Schüsse gehört / sondern auch etwas gesehen auß dem Luft auf den Acker niderfallen. Als sie nun solches der Magd nicht glauben wolten / sind sie mondrigen Tags mit der Magd an das Ohrt gangen / da sie gesagt / daß sie etwas habe sehen niederfallen / als sie an solches Ohrt kommen / da funden sie anders nichts als eine Grube in dem Herd / etwann eines Gmünds[6]) hoch / (da aber wol zu wissen / daß an dem Ohrt nicht mehr als einer guten Hand hoch Erdrich / darunter aber harte Stein) in der Gruben aber funden sie gar nichts. Da sie sich aber weiters umsahen / um zusehen / was noch anzutreffen seye / da funden sie an dem Reinlein dises Ackers etwann 8. Schritt von der Grube einen schwarzen Stein / deßgleichen kein anderer nicht zusehen ware; woüberhin sie vestiglich glaubten / daß derselbe auß dem Luft heruntergefallen sey: welchen Stein sie dem Predicanten des Ohrts / Herren *Jacob Dünki* / so nun Pfarrer ist zu Münsingen / überbracht / welcher ihne hernach auf die Bibliothec zu Bern nebst bisher erzehlten attestat verehrt.

Nach dieser Mitteilung berührt Scheuchzer „die große Streitfrage der Strahlsteinen, ob es dergleichen in der Luft mit der Stral gezeugte Steine gebe“ und weist nach, dass „die

[6]) Gmünd = Handbreite. (Anm. des Herausgebers.)

Gelehrten und Ungelehrten allerhand andere Steine zu Stralsteinen gemacht.“ Er sagt: „Die wahrscheinlichsten Stralsteine sein schwarz angeloffen, uneben und gleichsam geschmolzen, geben daneben einen Schwefelgeruch von sich, wenn sie gerieben werden. Ein solcher wiget auf der Waagschale der Vernunft mehr als hundert Centner obangezogener Crystallen, Schwefelkießen, Luchs- Krotten- und Kieselsteinen, insonderheit, wann darzu kommen dergleichen glaubwirdige Umstände, die wir in vorhabender Geschicht gelesen &c.“

In der Nummer vom 19. Mai 1706 fährt er dann fort: „Gewißlich, wann je eine Stralgeschicht die Wesenheit der Stralsteinen bejahet, so ists die jüngst erzehlte. Man höret den Stein daher rauschen in der Luft, nach vorhergegangnen Loßschüssen, man grabt ihm nach, wo er in die Erde gefahren, man findet ihne nicht weit von der Grub, und sihet offenbar, daß er eine ganz andere Außsicht hat, als ein anderer Stein. Wann hiemit irgendwo ein wahrer Stralstein ist, so suche man den in dem *Naturalien-* und Kunst Gehalter der Lobl. Statt Bern.“

Professor Bernhard Studer hat in den „Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern aus dem Jahre 1872“ dem Meteorstein von Walkringen eine eingehende Würdigung zuteil werden lassen. Er machte zunächst auf den Druckfehler Waltringen aufmerksam und erwähnte, dass *Chladni* in dem zweiten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts in Bern vergeblich nach dem von Scheuchzer aufgeführten Meteorsteine forschte. In seinem Buch über Feuer-Meteore, 1819, p. XVII, schrieb Chladni:

„Der Unglaube ging so weit, daß man sogar die meisten in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt gewesenen Meteormassen weggeworfen hat, weil man befürchtete, sich lächerlich zu machen und für unaufgeklärt gehalten zu werden, wenn man nur die Möglichkeit der Sache zugäbe. So in Dresden, Wien, Kopenhagen, Verona, und ebenso ist in Bern der 1698 bei Waltring gefallene Meteorstein nebst der Urkunde verschwunden.“

Ueber die Ursache des Verschwindens unseres Meteor-

steines war B. Studer, dem wir dieses Zitat entnehmen, anderer Ansicht; er glaubte, annehmen zu müssen, der Aerolith von Walkringen sei nicht der Aufklärung, sondern der Orthodoxie geopfert worden und bezweifelte sogar, dass er je auf der Bibliothek gewesen sei. Dieses ist unrichtig und jenes höchst fraglich; denn die Verordnungen gegen die Castesianische Philosophie, die Studer zur Stütze seiner Hypothese herbeizieht, kommen zur Zeit, da der Meteorstein fiel, nicht mehr in Betracht: hatte ja ein Mitglied der Bibliothekkommission, Professor Daniel Leemann, bereits im Jahr 1688 Vorlesungen über Castesius gehalten.

Es scheint, dass der Wolkenstein ziemlich frühe aus den Räumen der Bibliothek verschwand, oder, was wahrscheinlicher ist, dass man bald seinen meteorischen Ursprung vergass und ihn als blosses Eisenstück betrachtete. Als Dekan Gruner, der selber ein eifriger Sammler von Mineralien und Naturmerkwürdigkeiten war, (vgl. Mss. Hist. Helv. XI, 80 der Stadtbibliothek) im Jahr 1720 seine Beschreibung der Stadt Bern entworfen hatte (Mss. Hist. Helv. XI, 72), erwähnt er ihn nicht unter den Sehenswürdigkeiten der Bibliothek.

Der Meteorstein von Walkringen erhielt einen nachgebornen Bruder in dem Meteoriten von Rafrüti, der nun als Unikum in den Räumen der mineralogischen Abteilung des Naturhistorischen Museums aufgestellt ist. Im Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie stellte Dr. Edm. von Fellenberg dessen Ausweisschriften zusammen. Nachdem er sich, der Meteorit, im Weltenraum herumgetrieben, liess er sich gegen Ende Oktober 1856 mit grossem Gepolter bei Rafrüti im Emmental nieder, wo er sich verkroch. Im Jahr 1886 wurde er bei der Anlage eines Kartoffelackers entdeckt und für ein Bruchstück einer Kanonenkugel gehalten. Nun begann für den Erdenbürger eine neue Zeit der Glut, indem er, im Herdfeuer erhitzt, in kalten Wintern benutzt wurde, um die Viehtränke zu erwärmen, bis eines schönen Tages seine überirdische Herkunft entdeckt wurde und er eine seiner Würde entsprechende Stellung erhielt. Möge er sich hier zu allen Zeiten der treuen Obhut sowohl der Aufklärung als der der Orthodoxie erfreuen!

„Das Verdienst, den meteorischen Ursprung der Eisenmasse geahnt und den Ankauf durch das Naturhistorische Museum in Bern vermittelt zu haben, gebührt den Herren Sekundarlehrer Fr. Wiedmer in Wasen im Emmental und Posthalter Fr. Meister im Kurzeneygraben.“ (v. Fellenberg.)

II. Das Bildnis der Appolonia Schreyer.

Marquard Wild notierte in seinem Diarium unter dem 29. November 1694 Bücher, die Herr *Georg Thormann*, Pfarrer von Lützelflüh, geschenkt und dazu *„der Appolonia Schreyerin von Galtz, so 7 Jahr gefastet, Contrafait“*[7]).

Wer weiss noch etwas von Appolonia Schreyer, deren Bildnis noch 1794 in der Stadtbibliothek zu sehen war? Man muss schon Spezialwerke aufschlagen, will man Näheres über das Mädchen vernehmen, das von 1601 bis 1611 andauernd fastete. Ihr Zustand wurde 1604 vom Berner Stadtarzt Paul Lentulus in einem Buche beschrieben, das er dem König von England dedizierte. In diesem Buch befindet sich auch das Bild, das vermutlich dem verschwundenen Contrafait der Stadtbibliothek als Vorlage diente.

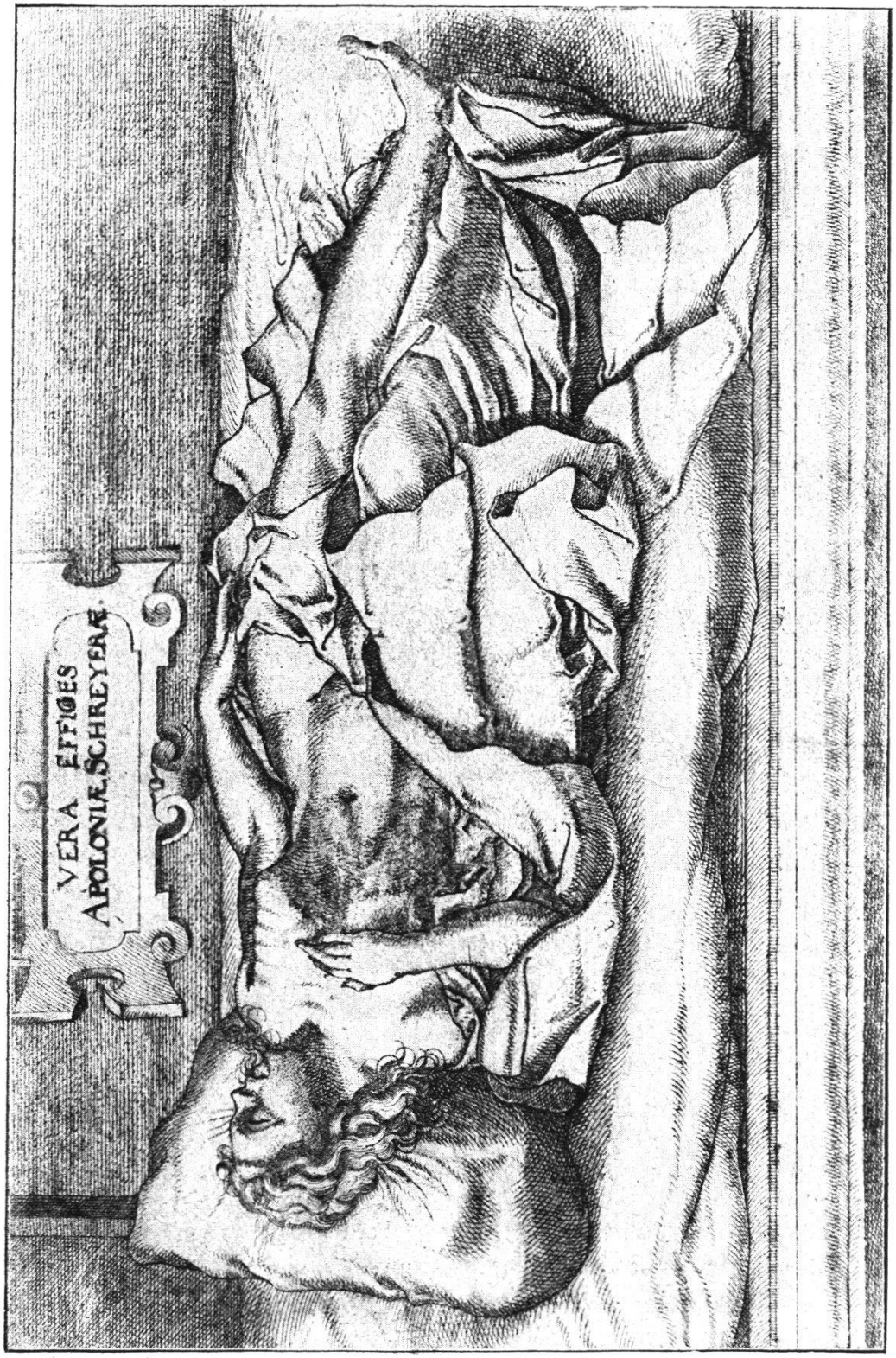
Ueber diesen wohl einzigartigen Fall eines 10jährigen Fastens existiert eine ganze Literatur. Es wäre zu wünschen, dass ein Fachmann das ganze Material prüfte und uns eine klare, übersichtliche Zusammenstellung des Tatsächlichen geben würde.

Wir erwähnen aus der Zahl dieser Schriften bloss noch das von Haller in seiner Bibliothek zur Schweizergeschichte I, 1343 citierte Flugblatt: „Natürlicher Abdruck, auch eigentlicher kurzer Bericht von Appolonia, Stephan Schreyers und Maria Jung zu Gals ehelichen Tochter, welche ohne Spyß und Trank von Faßnachten 1602 (l. 1601) bis auf gegenwärtigen Meyen 1608 gelebt hat.“

Ein Exemplar dieses alljährlich neu aufgelegten Blattes konnte nicht mehr ermittelt werden. Die öffentlichen Bibliotheken in Aarau, Basel, Bern, Luzern, Solothurn, Zofingen

[7]) Im Donatorenbuch sind die 14 Bücher notiert, nicht aber das Bildnis der Appolonia Schreyer.

und Zürich besitzen es nicht. Bis auf weiteres sind wir auf die zwei Fragmente der Ausgabe für das Jahr 1607 angewie-



Tafel zu P. Lentulus: Historia admiranda de prodigiosa Appoloniæ Schreieræ. — Bernæ 1604.

sen, die Herr Staatsarchivar Prof. Dr. H. Türler gefunden. Unter dem Titel ist ein Holzschnitt mit der Bezeichnung: Der

Vater, der [Arzt, die Tochter, die] Mutter. Der mittlere Teil des Bildes fehlt, infolgedessen auch die entsprechenden Partien der Ueberschrift und des nachfolgenden Textes, den wir teilweise ergänzen. Die Herausgeber erklären, dass sie „in gegenwärtigem Täffelin fürstellen wellen die natürliche Bildnuß einer jungen Tochter Apoloniae Schreyerin, geboren . . . zu Gals, bey dem Closter S. Johansen obher am Bieler See gelegen, so under der Graffschafft Erlach und der mechtigen Statt [Bern gehört, welche Tochter von der] Faßnachten her des 1601 Jahrs, untzit auf jetzigen Winter deß 1607 Jahrs läbt, oder vielmehr serbet, ohne daß sie einiche Spyß [und Trank . .] Sie ist bey 17 Jahren alt gewesen, da sie ein solche unerhörte Fasten angefangen, welche ihren eine solche Blödigkeit verursachet, [daß sie gezwungen ist, des] Betts zehüten, als ein unbewegliche, außgenommen an Armen und Henden, die sie liechtlich gnug bewegen kan. Sie ist mittelmes[siger Gstalt und hat] schwartz Har, die Backen etwas rosenlecht, die Läffzen etwas mehr rot farb, die Zungen sehr schön. In summa es ist kein Glid an [ihr unvollkommen, als die] Gegne umb den Magen, die also lär, daß sie an den Rucken geleint zu seyn dunckt . . . . Sie schlafft zun zeiten, sie redt gleich wol mit einer schwachen stim frey und Christenlich, dardurch sie bezeuget, daß der M[ensch nit des Brodts allein lebt, sondern] eines jeden Worts das aus dem Mund Gottes geht. Das ist nun, das wir erfahren haben, nit allein von jhren selbs, oder ihren E[ltern . . .], sonderbar auß der Latinischen, dem König in Engelland durch Hern Paulum Lentulum, Doctoren der Artzney, dedicierten [Schrift . . .].

Wie man sich im Ratssaal mit dem Fall beschäftigte, ersehen wir aus folgenden gelegentlich gesammelten Eintragungen im Ratsmanual, deren Zahl sich wohl noch vermehren lässt.

1602, Januar 22: Frienesperg. Soll, so bald es die zyt erlyden mag, Bendicht Schreyers thochter von Gallz, welche nun by einem jar weder gessen noch truncken, in einer sefften oder litiere und bett sittigklich allhar in die jnsul verggen und niemand der iren mit iren lassen. (R. M. $^{3}/_{32}$.)

1602, Februar 19: Frienisperg. Soll nochmalen vorigen bevelch nach Bendicht Schreyers thochter von Galtz har verggen und ire mutter ouch damit khommen lassen. (R. M. $^{3}/_{85}$.)

1602, März 6: Frienisperg. Soll Bendicht Schreyers tochter alhie wiederumb schicken reichen und heim verggen.

Erlach und St. Johansen. Söllend ire elteren vermanen, ein inzogenes leben zefhüren und nüt unzimlichs fürgahn zelassen, daruf sy nun ein geflissen uffseehen und, wo die sachen mit zulouffen oder sonst übertriben werden, m. h. brichten. (R. M. $^{3}/_{115}$.)

1602, September 23: St. Johans Insel. Soll verschaffen, das im der tod des meitlins, so zu Galtz by anderthalb jaren one einiche menschliche spyß krank gelägen, angentz zuwüssen than werde und der lychnam nit vergraben werd, daruff dan Doctorem Lentulum one einichen vertzug dessen berichten, jedoch disen bevelch niemands offenbaren, untzit die dochter verscheiden ist. (R. M. $^{4}/_{141}$.)

1611, Januar 9: Johansen. Über sin bricht, was gstalt Appolonia Schreyer, die Tochter zu Galtz, die jetz künfftig Faßnachten 10 jar ohn natürliche spyß und tranck gläbt und nun sidt dem nüwen jar angfangen, spyß und tranck bruchen &c., vermelden, das er und der predicant von Gampelen mithin sya besuchen und erfharen sölle, ob sy continuiere, spyß und tranck zenyessen und wie die sach irethalb befindindt, möge er m. h. jeder zyth brichten. (R. M. $^{21}/_{10}$.)

1611, Mai 4: S. Johansen. Das m. h. die verkomnus, welche er uß m. h. ansechen mit Apolonie Schreyerin vatter des anteils, so ira gehört, getroffen, als nämlich das er 300 ℔ geben oder verschryben sölle, gutheißendt. [Er] möge von im ein gnugsame obligation vordern und das gantz gut zu versicherung verschryben lassen, uff ir glegenheit abzelösen.

Im übrigen wyl die tochter und ire gschwüsterte noch ein schlyß zu erwarten, soll er demselben nachfragen, was er wärt, damit, wo es zufal kommt, der tochter theil zu m. h. handen bezogen werde. Das möge er zu gedechtnus in urbar verzeichnen.

Thorberg deßen verstendigen, und das m. h. die 300 ℔ vor glegenheit wegen zum inkommen des closters St. Joh. geschlagen. (R. M. $^{21}/_{225}$.)

So kam Appolonia Schreyer als Pfründerin nach Thorberg. Ihr Todesjahr ist uns nicht bekannt.

In der „HEUTELIA, das ist: Beschreibung einer Reiß, so zween Exulanten durch Heuteliam (= Helvetien) gethan“ (1658) wird ihrer S. 215 gedacht.

„Wir reiseten nach Rusinopolim (Ursinopolis = Bern), vnd ungefahr den halben Weg ritten wir neben Patromontium (Portamontium = Torberg) auff einem Felsen gelegen; der Postillon sagte vns das Orth seye Zeiten ein Synandrion Bonzorum (Mönch Kloster) gewesen; Jetz aber wohne dort ein Rusinopolitanischer Praefectus, man erhalte daselbst arme Leut oder Pfründer, wie zu Geirocampo (Regio campus = Königsfelden): Vnder anderen sey ein Jungfraw da gewesen,

die auff ein Zeit sieben Jahr ohn Essen vnd trincken gelebt hat, darauff aber wider gessen."

III. Herports türkisches Kleid.

Im Manual der Bibliothekkommission lesen wir unter dem Datum des 21. Juni 1741:

H. Professor Jenner bringt an, was maßen H. Obrist Herport zu handen der Bibliothek zur Verehrung offeriere *jenes türkisch Kleid, so der Sultan seinem Bruder sel., als er in Constantinopel ware, verehrt hatte.* Ward solches mit Dank angenommen, zugleich mH. Landvogt Sinner aufgetragen, H. Werkmeister Jenner zu ersuchen, daß er ermelten *H. Herports sel. Bildnuß* (nach dem Portrait, so ermelter H. Obrist haben soll) *schnize, damit solches nachwerts mit diesen Kleideren bekleidet und zu desselben H. Herports ewigen Angedenken in der Bibliothek gesezt werden können.*

Im Donationenbuch steht auf der Rückseite von Fol. 217 die Eintragung:

„DN. Herport, militantis Tribunus, dedit Bibliothecae publicae 1741 Ein türkischer Caftan, welchen der Sultan seinem Bruder sel., als derselbe in Constantinopel war, verehrt hatte."

Der einstige Besitzer des Kleides war *Samuel Herport,* von dem wir nur wissen, dass er in kaiserlichen Diensten unter Daun stand und dass er 1740 zu Odenburg starb. Sein Bruder *Johann Anton Herport,* 1702 geboren, wurde 1723 zur Erlernung der Fortifikationskunst nach Belgrad gesandt, erhielt später die Stelle eines Fortifikationsdirektors im Königreich beider Sicilien, trat dann als Generaladjutant in württembergische Dienste und gelangte zu hohen Stellungen: Kammerherr, Oberstlieutenant, Generalbaudirektor und Kommandant zu Hohen Neuffen in Württemberg; 1735 kehrte er in die Heimat zurück, wurde Mitglied des Grossen Rates, Landvogt von Morges 1743—51 und starb 1757.

Merkwürdigerweise kam das türkische Kleid nochmals am 3. Juni 1743 im Schosse der Bibliothekkommission zur Sprache.

„Es wird auch angebracht, was maßen h. Obrist Herport jenigen Cafftan, so der Sultan seinem verstorbenen Bruder gegeben, verehrungsweiß offeriere. Wird solches angenommen und h. Prof. Jenner aufgetragen, ihm zu danken mit ersuchen, eine relation beyzufügen von allem was dieser Kleydung halber vorgegangen, um solcher in dem Donationbuch einschreiben zu können. *Denne soll h. Prof. Altman eine Stellung mit Haupt und Händen, womöglich dem verstorbenen h. Herport ähnlich, verfertigen lassen; welches dann mit dieser Kleidung soll bekleidet und in die Bibliothek gestellt werden.*"

Ob der Mannequin mit den Zügen Herports zu stande gekommen, wissen wir nicht. Der gewünschte Bericht über das Kleid ist unterblieben, und von dem Kleide selbst scheint nichts mehr vorhanden zu sein.

IV. Der Stecken und ein Schuh des ewigen Juden.

Bis jetzt haben wir uns mit Gegenständen befasst, deren Authentizität sich nicht leugnen lässt. Für die Aechtheit der Reliquien des ewigen Juden hingegen wird wohl niemand eine Lanze brechen wollen. Es kann sich demnach nur darum handeln zu untersuchen, ob diese Curiosa wirklich einmal auf der Bibliothek zu sehen waren.

Mit dieser Frage beschäftigte sich *Dr. H. Dübi* in einem spannend geschriebenen Aufsatz, der 1905 unter dem Titel: *Curiosa von Bern und der Stadtbibliothek in Bern* im II. Band dieser Zeitschrift, S. 305, erschienen ist. Er ging von einer Stelle aus in Johann Caspar Ulrichs Sammlung jüdischer Geschichten, 2. Auflage, Zürich 1770, S. 140, die wir hier in ihrem ganzen Wortlaut wiedergeben. Vorausschicken wollen wir noch, dass der Passus bereits in der ersten Auflage, Basel 1768, S. 154, stand. Ulrich schreibt:

„Die zweyte[8]) Merkwürdigkeit, die wir von Bern zu berichten haben, betrift den ewigen oder unsterblichen Jud, wir haben schon in verschiedenen geschriebenen Helvetischen

[8]) Die erste betrifft den in der Jetzergeschichte auftretenden getauften Juden und künstlichen Illuministen Lazarus von Andlauw.

Reis-Beschreibungen wackerer Männer gelesen, daß man auf der Bernerischen Bibliotheck einige Denkmale vom unsterblichen Jud aufbehalte. Über dasjenige was wir schon aus diesen geschriebenen Reise-Beschreibungen wußten, meldete uns noch unlängst ein hoher Gönner folgendes: Ich habe gestern mit dem Hr. N. H., der sich dermalen hier in Zürich befindet, geredt und Erläuterung begehrt über jüngst verdeutetes kostbares Stück, so auf der Oberkeitlichen Bibliothek zu Bern unter anderen aufbehalten wird, welches aus einem Stecken und einem paar Schuhen von dem ewigen Juden bestehet. Er sagte mir, es seye wahr, daß diese köstliche Überbleibsel sich alldort befinden, und müsse man aus der Bibliothek etliche Tritte herunter in ein Souterain steigen, allwo ein Türkischer Habit zu sehen, den ein Herr Heerport dahin verehret. Im gleichen Cabinet befinden sich auf des unsterblichen Juden Stecken und Schuhe. Der Stecken seye ziemlich grob und stark, (vielleicht ist es Samgars[9]) Ochsen-Stecken) die Schuhe seyen auch ungemein groß, und von hundert Bletzen zusammen gesetzet, und schienen ein Meister-Stuck von einem Schuhmacher zu seyn, weil sie mit vieler Mühe, Fleiß und Geschicklichkeit aus gar vielen lädernen Theilen zusammen geflickt worden."

Auf Grund eingehender Nachforschungen, die nebenbei allerlei Interessantes zu Tage förderten, glaubte Dr. Dübi annehmen zu müssen, dass Pfarrer Ulrich von seinem Gewährsmann mystifiziert worden sei. Infolgedessen bezweifelte er sowohl die Existenz des türkischen Kleides Herports, als das Vorhandensein der Reliquien des Ahasverus. Dass jenes wirklich einmal auf der Stadtbibliothek vorhanden war, ist bereits dargetan worden. Fürs andere sind wir den Beweis noch schuldig.

Wir glauben, dass möglicherweise Herports türkisches Kleid Veranlassung gab zur Entstehung der Sage von dem Stab und dem Schuh des ewigen Juden, die zu Bern aufbewahrt werden. Der ewige Jude wurde nämlich oft mit einem türkischen Kleide abgebildet, so in dem zu Zug 1795 gedruck-

[9]) S. Buch der Richter III, 31.

ten Büchlein: „Der ewige Jud mit Namen Ahasverus.“ Die Figur mit Herports türkischem Kleid mag von Besuchern der Stadtbibliothek als eine Darstellung des ewigen Juden betrachtet worden sein, und wenn nun zufälligerweise in der Nähe ein alter Stecken und ein alter Schuh sich befanden, so werden diese *per se* als diejenigen des ewigen Juden bezeichnet worden sein. Wem dies zu unwahrscheinlich vorkommt, dem möchten wir mit einem Gegenstück aus unserer Zeit aufwarten. Im Jahr 1897 fand in den Räumen des Historischen Museums eine Gotthelf-Ausstellung statt. Um zu dieser zu gelangen, musste man zuerst durch die ethnographische Sammlung schreiten. Da kam eine Dame mit ihrem Töchterlein und, indem sie diese Sammlung für die Ausstellung hielt, die sie standesgemäss zu besuchen verpflichtet war, zeigte sie auf ein Eskimokleid mit der Bemerkung: „Lue, das isch (d)em Gotthelf si Schlafrock gsi!“ (Freundliche Mitteilung des verstorbenen Museumsdirektors H. Kasser.)

Sei dem, wie ihm wolle; im Jahr 1747 konnte man es gedruckt lesen, dass die genannten Reliquien des ewigen Juden in Bern zu sehen seien [10]). Die Stelle findet sich im Berner „Hinkenden Bott“ mitten in einer Erzählung der Wanderungen des ewigen Juden. Da das Ganze einen beachtenswerten Beitrag zur Ahasverus-Literatur liefert, so wird dessen Abdruck nicht unwillkommen sein[11]).

Eigentliche Abbildung und Beschreibung des ewigen Juds.

Es ist fast kein Mensch in der Welt, der nicht etwas von dem ewigen Jud zu sagen weiß; viele Eltern selbst erzehlen

[10]) Als Beispiel merkwürdiger, willkürlicher Uebertragung diene folgende Stelle in Joseph Wichner „Alraunwurzeln“. Wien 1894, 3. Aufl.: „Nach Basel am Rheinkniee ist Ahasverus wiederholt gekommen und hat dort das erste Mal einen Tannenwald, das zweite Mal ein weites Dorngestrüpp, das dritte Mal eine vom Erdbeben zerrissene Stadt gefunden. Den Bauern aber hat er sogar seinen *Stecken* und seine *großen Schuhe* vermacht, und die sollen heute noch *in der dortigen Bücherstube als große Seltenheit vorgezeigt werden.*“ Zitiert von K. Stockmeyer, Die Sage vom ewigen Juden in der deutschen Literatur. (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 1901.)

[11]) Frau Witwe Stämpfli, die uns das seltene Exemplar des „Hinckenden Bott“ — es befindet sich auf keiner öffentlichen Bibliothek der Schweiz — zur Verfügung gestellt, sei hier noch besonders für ihre Gefälligkeit bestens gedankt.

etwann bey einer Küchleten, oder einem Haus-Schlabutz [12]) ihren Kindern von diesem Wundermann. An vielen Orten unter den Catholischen solle an ihne als einen grossen Heiligen geglaubt werden. Auch gescheide Leute halten denselben für eine lebendige Chronick oder Zeitbuch, wann sie gelesen, oder von ihme sagen gehört, was dieser Mensch seit dem Tode unseres HErrn und Heiland JEsu Christi hin und wieder in allen Theilen der Welt mit den Leuten gesprochen. Es kommen viele Zeitungen das ganze Jahr hervor, welche viel minder zu bedeuten haben, als die von diesem Mann, der jetzund schon vast sibenzehen hundert und sechszehen Jahr in der Welt herum reiset. Es ist so manches Jahr nicht, daß aus Hamburg geschrieben worden, daß der ewige Jud daselbst in einer Festpredigt gewesen, mit der größten Andacht solcher zugehört, aller Anwesenden Augen auf sich gezogen, und nach vollendetem Gottesdienst mit dem Herrn Pfarrer sich nach Haus begeben, erbaulich mit ihme über gehaltene Predigt und dem Christenthum gesprochen, und die Mahlzeit mit ihme gehalten habe. Es lohnet sich also der Mühe unserm geneigten Leser mitzutheilen, was letzthin von Venedig berichtet worden: Daß der ewige Jud daselbst mit einem Armenischen Kauffmann über sechs Stunden lang ein Gespräch in Arabischer Sprach gehalten habe. Seine Geburts- und Burger-Stadt, sagte er, seye Jerusalem, sein Name Ahasverus; seines Handwercks aber ein Schuhmacher. Die Ursach aber, daß er biß jetzo lebendig seye, und immer herum wandern müsse, seye diese, daß Christus der HErr, an dem Tage da er von Pontio Pilato zum Tod verurtheilt worden, habe er unter seinem schwären Creutz, an seinem des Juden Hause, im Vorbeygehen ruhen wollen, er habe ihn aber weggetrieben und gesprochen: Er solle sich wegpacken, wohin er gehöre. Darauf dann der HErr Christus zu ihme gesprochen: *Ich will aber allhier stehen und ruhen, aber du solt gehen bis an den jüngsten Tag, und warten bis ich wiederkomme.* Viele halten auch dafür, daß dieser Ahasverus als Rahtsweibel abgewartet, als der HErr Jesus vor dem Jüdischen Raht gestanden. Es erzählte dieser Jude ferner, als er im Jahr 1634 in Africa, fünf

[12]) Trinkgelage. (Anm. des Herausgebers.)

Tagreisen von der Stadt Tripolis, in der Barbarey, in der ganzen Stadt Biedoblo, ihre Einwohner, Vieh, Bäume, Erdfrücht und Gewächse, in dem Stande, wie jedes dazumal sich befunden, in Stein verwandlet angetroffen habe. Er bejammerte auch die erschröckliche Gewohnheit, die man in des Keysers von Calicut seinen Landen, in Ost-Indien, eingeführt, daß wann ein Mann stirbt, dessen hinterlassene Ehefrau sich lebendig muß ins Feuer stürtzen, und also zu Aschen verbrennen lassen. Dieser Jud sagte weiter, daß er alle Apostel von Angesicht gekennet, auch seye er von einem derselben getauffet worden. Er seye schon in allen Ländern der ganzen Welt herum gereißt, und müsse noch bis ans Ende der Welt, zufolg des HErrn Christi Urtheil, also herum gehen. In allen Ländern, wo er hinkommen, seye er niemals verfolget worden, auch selbst in Spanien und Portugal nicht, da die förchterliche und greuliche Inquisition die Oberhand hat; von allen Religionen in der Welt kan er gründliche Antwort geben. Bey der Creutzigung Christi seye er Zuschauer gewesen. Als Keyser Nero die Stadt Rom habe anzünden und verbrennen lassen, habe er der Brunst von einem Berge zugeschaut. Er habe den Egyptischen Sultan Saladin, als er von seinen Kriegen sieghafft aus Indien zuruck gekommen, mit seinen Augen gesehen, da er sein Hembd an einem Spieß vor ihm hertragen, und ausrufen lassen: *Saladin, ein Herr über viele reiche Land, ein Überwinder des Orients, ein allzeit siegreicher und glücklicher Held, wird zu letzt nichts als diß armselige und blosse Hembd, zum Angedencken aller seiner Herrlichkeit, ins Grab tragen.* Den prächtigen Türckischen Sultan Solyman, habe er gekennet; den Skytischen Wüterich Tamerlan habe er auch gesehen, und wie er den von ihme überwundenen Orientalischen Keyser Baiazeth im eisernen Kefich im Triumph herum geführt, dessen er sich in der Seel erbarmet, und über die Scytische Barbarey gejammert. Dem Egyptischen großen Fluß Nilus seye er von einem Ende zum anderen, über siebenhundert Meil, nachgereiset, und sich in zweyen seiner Quellen gebadet. Von der Mummelucken Regierung in Egypten, ihrem Anfang, Mittel und Ende, redete er wie ein gedruckt Buch. Der Fluß Ganges, in Indien, seye der breiteste

in der Welt; und der Fluß Niger in Africa, seye um ein paar hundert Meil der längste Fluß. Auf Befragen, ob er nichts wüsse von den zehen Jüdischen Stämme, so unter Salmanassar in die Assyrische Gefangenschafft geführt worden? Gabe er in Antwort: Daß er in den Mitternächtigen Theilen Asiens ein Volck gekennet, so zwar nicht Juden seyen, aber doch

deren Sitten nachahmen; für ihre Bibel haben sie nichts als die fünff Bücher Mosis, von den Propheten und Meßia wissen sie nichts; solche Völcker gebe es auch in Moscau, Finn- und Lifland, deren Sprach aber von den innländischen unterscheiden seye. Die Persianer beklaget er Stoltzes und Hochmuhts; die Türcken der Tyranney; die Araber als aus-

gemachte Diebe; die Mohren als grausame Leute und Menschen-Fresser; die Indianer als Gottsverleugner. Unter den Christen haltet er die Römische und Griechische für Abgötter; die Armenianer für Ketzer; die Ethiopianer bezüchtigte er des Judenthums; nur wären die Protestanten die besten Christen, wann ihr Leben mit der Lehr übereinstimmte. Wann jemand fragt: Wo der ewige Jud gewesen, da Jerusalem verstört worden. Dem antwortet er: Er seye am Hof Titi Vespasiani des Römischen Keysers gewesen, und habe den Keyser hören ausruffen, als man ihme die Zeitung überbracht, daß der Tempel verbrandt: Er wolte lieber die Stadt Rom in Aschen sehen; doch kan er dieses ohne Weynen nicht erzehlen. Wann man ihn ansihet, oder in allen Sprachen der Welt von den vorgefallenen Sachen seit Christi Geburt zehlen höret, könne man sich nicht genug verwundern; seine Gestalt komme einem vor, als eines alten Patriarchen, der vor der Sündflut gelebet, lange magerer Statur, spitzen Bart, und über die Schulter fliegende Haare (wie vorstehende Bildnus deutlich zeiget). Man hat ihne niemals lachen sehen; in welches Land er gekommen, dessen Sprach hat er geredt. Es sind viele große Herren und gemeine Leute so diesen Menschen wollen gesehen haben, in Engelland, Spanien, Italien, Ungarn, Persien, Polen, Liefland, Moscau, Schweden, Dänemarck, Schottland, auch anderen Orten; auch vor zwey Jahren in Teutschland, als Lübeck, Rostock, Wißmar, Dantzig und Königsberg; **Ja hier in Bern kan man in der grossen Bibliothek ein alter Schuh und Stock sehen, welcher zu Olims Zeiten diesem Jud zugehört haben soll, und dem lieben Landvolck zu Gefallen aufbehalten wird.** Wird er zu Gast geladen, so ißt und trinckt er wenig; wird ihm Geldt angebotten, so nimmt er es danckbarlich an, theilet aber solches alsobald den Armen aus. Ein Schreiber bey den Polnischen Gesandten in Rom, bezeuget, daß er ihn verwichenes Jahr zu Rom gesehen, eben in der Kleydung, Alter, Gestalt und Geberden, wie vor diesem zu Crackau, habe auch selbsten mit ihme geredt. Ja, wann dem Gerücht zu glauben, so solle er dem Sohn des Prätendenten, der so viele Unruhe in Schottland angerichtet, jene Begebnis mit der Distel ausgeleget haben, die in der Figur des Schotti-

schen Wappens, bey dem Altar in der Haus-Capelle des Prätendenten, aufgewachsen, und als einsmals der Prätendent bey gedachtem Altar geknyet und gebättet, auf ihne herunter gefallen seye.

Die Erwerbung von Thun durch die Berner.

Von Dr. A. Zesiger.

In der grossen Festschrift zum Jahr 1891 sagt Professor Blösch in seiner Besprechung der ersten Kaufs von Thun durch die Berner anno 1323: „Trotz alledem ging Thun so vollständig wieder verloren, dass dieser Kauf in den ältern Bernergeschichten in der chronologischen Reihe der Landerwerbungen gar nicht mitgezählt wird.“[1]) Diese Behauptung ist bloss richtig, wenn die Geschichte der Stadt und Landschaft Bern des trefflichen E. v. Wattenwyl ausgenommen wird; denn dieser berichtet ziemlich ausführlich über die Anstrengungen der Berner zwischen 1323 und 1384, Thun zu erwerben und erwähnt dabei ausdrücklich die weiter unten zu besprechenden Urkunden.[2])

Allgemein setzt man heute mit Blösch die Erwerbung von Thun und Burgdorf in dasselbe Jahr 1384, als eine Folge des Burgdorfer Kriegs. Dass diese Annahme für *Thun* ungenau ist, sei im Folgenden nachgewiesen.

* * *

Noch bevor Bern seine unmittelbare Umgebung sich untertan gemacht hatte griff es hinüber ins Oberland; 1275 schloss die Stadt ein Burgerrecht mit der Landschaft Oberhasli, trotzdem sie von ihren Mauern aus auf drei Seiten das feindliche Gebiet von Kiburg noch mit einem Pfeilschuss erreichen konnte. 1334 verwandelte sich das Burgerrecht in ein Untertanenverhältnis durch den Erwerb der Pfandschaft

---

[1]) Festschrift 1891 S. 17.

[2]) Bd. II 240 f.